Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 13

Artikel: Die Pflicht
Autor: Lüscher, M.-L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669022

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE PFLICHT

Langsam stieg der Hausierer die Treppe hinauf. Es war noch früh am Morgen, die Stiege ungeputzt, und sein mit Leukoplast zusammengeflickter Koffer war noch schwer und voll. Gestern hatte er ja nur zwei Tuben Zahnpasta verkauft, zwei von der billigsten Sorte. Und heute hatte er schon vor neun Haustüren gestanden, aber entweder hörte er nur böse Stimmen hinter der Haustür rufen: «Wer ist das? Wir brauchen nichts!» oder wenn schon die Tür ein Spältchen geöffnet wurde, sah er ungekämmte Frauen dahinter stehen, die drohten: «Wenn Sie wieder so früh kommen und einen aus dem besten Schlaf wecken, dann ...» und die Türen krachten ins Schloss zurück.

Nach dieser letzten Wohnungstür wollte er ins Villenquartier hinüberwandern, dorthin, wo die Leute die Garage am Haus angebaut hatten.

Der Hausierer schritt durch einen gepflegten Garten und läutete an einer grünen Haustür mit blitzenden Messingbeschlägen. Kurz darauf wurde die Tür ganz aufgezogen.

»W-wollen Sie mir nicht etwas abk-kaufen?» Es war so schrecklich schwer für ihn, diesen Satz, den er nun schon seit unzähligen Jahren Dutzende von Malen am Tag wiederholen musste, auch nur einmal schnell und fehlerlos zu sprechen. Seine andern Fehler und körperlichen Mängel konnte er doch wenigstens so weit überwinden und bekämpfen, dass sie ihn bei der Arbeit nicht allzusehr hinderten. Aber über das Stottern konnte er nicht hinwegkommen. Und wenn er stotterte, dann wurde jeder Satz, den er sagte, zweimal so lang. Er begriff eigentlich, dass die Frauen ungeduldig wurden. Sie hatten ja so viel Hausarbeit zu erledigen. Wenn er nur an seine Mutter dachte ...

Die kleine Frau an der grünen Haustür sah ihn freundlich an: «Was haben Sie? Zeigen Sie einmal?»

«Zahnpasta, Schuhbändel, K-kämme, Schreibpapier, sehr schönes», erklärte er stotternd.

Mit einem verrosteten Nagel zwang er die Kofferklappe aus dem Schloss. Sauber und übersichtlich lag alles eingeordnet.

«Was kostet das Schreibpapier?» fragte die kleine Frau und öffnete ihr Portemonnaie.

Er stotterte den Preis. Da gab ihm die kleine Frau etwas mehr.

«Nein ...», aber das war alles, was er im Moment sagen konnte. Die andern Worte, all das, was er an Dank auf den Lippen hatte, was ihm das Herz leichter schlagen machte und seine Augen mit Tränen füllte, das kam einfach nicht durch seinen deformierten Mund. Die Kinnlade wollte sich auch nicht mehr bewegen. Und so war es jedesmal, wenn er plötzlich von etwas Schönem oder von Güte überrascht wurde, oder wenn er Sympathie oder Dankbarkeit verspürte. Warum war er ein so seltsamer Mensch? Dann zitterten auch seine schwachen Glieder und mit der Kraft, die ihm übrig blieb, konnte er sich nur noch aufrecht erhalten. Zu einer andern Ausdrucksbewegung reichte seine Kraft nicht mehr aus. Die Willensanstrengung, die es ihn Zeit seines Lebens gekostet hatte, am Morgen aufzustehen und an die Arbeit zu gehen — und nicht einfach liegen zu bleiben und auf den erlösenden Tod zu warten — diese Energie war aufgebracht, sobald er mit dem Koffer auf der Strasse stand. Von da an war alles nur noch automatisch, eingeübtes Ablaufen der Maschine, die am Abend, wenn er wieder zu Hause war, zu laufen aufhörte.

Die grüne Tür war zugegangen, ohne dass er noch einen Laut stammeln konnte.

Wieder schritt er durch einen Garten. Vor der braunen Haustür lag ein junger Hund in der Sonne. Er wollte sich bücken und das Tier streicheln. Da kam eine Frau durch den Garten und als sie neben ihm stand, sagte sie: «Gell, der hat's schön? Den ganzen Tag nichts zu tun. Sicher wäret Ihr gern an seiner Stelle.»

Lange blieb es still um den Mann. Die Frau fürchtete schon, er habe ihre Frage als Beleidigung empfunden und würde nun sicherlich schimpfen.

Da hob der Mann den Kopf und die Frau sah sein furchtbares Gesicht, seinen krummen Rücken, seine merkwürdig dünnen Arme und seinen Blick, der sie nicht zu finden schien.

«Nein — ich will kein Hund sein!» stotterte er plötzlich. Er hatte endlich die Kraft gefunden, das auszudrücken, was er sagen wollte, was er auch

Vor dem Frühjahrs-Fischzug auf Mallorca

Photo: E. O.

schon andern hatte erklären wollen. «Als Mensch habe ich eine Pflicht. Eine Pflicht zu haben ist etwas Schönes. Ich habe eine alte Mutter. Solange meine Mutter lebt, will ich für sie arbeiten. Wenn sie gestorben ist — dann könnt ihr mich einsperren ... in eine Irrenanstalt ... in ein städtisches Asyl. Dann kann ich ein Hundeleben führen.»

Und er klappte seinen Koffer zu, klemmte die Klappen ins Schloss und mühsam schleppend ging er zum nächsten Gartentor.

M.-L. Lüscher

OTHELLO, FRIEDER UND ICH

Als sich die fatale Geschichte mit Othello ereignete, befand ich mich in den beneidenswert grünen Jahren unter zwanzig und bewohnte ein Zimmer bei der Familie Perrig im Städtlein S. Frau Perrig, die sich bereits über die ersten grauen Haare ärgerte, war mit einem Mann verheiratet, der im Gegensatz zu ihr mit seinen Worten geizig umging. Er war Buchhalter einer kleinen Spar- und Leihkasse, und da er gleich gegenüber seinem Arbeitsplatz wohnte, also nur die Strasse zu überschreiten hatte, kam er täglich zu spät und klappte als letzter seinen Pultdeckel auf.

Das umgängliche Ehepaar war kinderlos. Es konnte mir nicht lange verborgen bleiben, dass die gute Frau, obschon sie immer wieder versicherte, was für eine Plage doch kleine Kinder seien, sich nach etwas Lebendigem sehnte. Und gewiss hätte die Geschichte mit Othello nicht geschehen können, wenn Frau Perrig die Mutterschaft nicht versagt worden wäre. Irgendwie musste sie doch ihr mütterliches Gefühl auswirken, nicht an mir, wie man am Ende boshaft mutmassen könnte, sondern an Othello. Othello aber war ein Kater — ein prachtvoller Kater übrigens, der seinem hochdramatischen Namen alle Ehre machte. Er war tiefschwarz befellt, kraftvoll und geschmeidig gewachsen, mit einem Wort: ein Prachtexemplar seiner Gattung.

Dieser Prachtkater hatte indessen einen an Katzen unverzeihlichen Fehler, er respektierte nämlich die hausfraulichen Tugenden seiner Gebieterin nicht. Sie war in bezug auf die häusliche Sauberkeit eine echte Schweizerin und hatte ihren Staublappen jederzeit in Griffnähe. Den Rest kann man sich nun schon ungefähr vorstellen. Othello scherte sich keinen Pfifferling um die ehernen Reinlichkeitssatzungen seiner Herrin und wenn er sein Geschäftchen zu besorgen hatte, war die Katastrophe auch schon da. Alle Gegenmassnahmen blieben wirkungslos. Das Kistchen mit den täglich erneuerten Sägespänen wurde von Othello gemieden wie die leibhaftige Pest. Frau Perrig konnte wahre Arien des Zornes und der Verzweiflung singen — der Kater blieb taub. Die Geduld und Nachsicht der guten Frau wurde auf eine allzuharte Probe gestellt. Einerseits war sie in den bildhübschen Mohren vernarrt, anderseits verursachten ihr seine Kleckereien beinahe Nervenzusammenbrüche. Und schliesslich kam es wie es kommen musste: ihre hausfraulichen Tugenden überwogen und Othello sollte weichen.

An einem Abend erschien Frau Perrig vor meiner Zimmertür, klöpfelte zaghaft und trat ein. Nach einigen Präliminarien kam das Gespräch auf den Kater und bat sie mich mit bewegten Worten, ihr den bedauernswerten Schmutzfink doch um des Himmels willen aus dem Hause zu schaffen. Sie habe nun alles versucht, fast übermenschliche Geduld geübt, doch nun sei sie endgültig zur Einsicht gekommen, dass alle Mühe gewissermassen für die Katze gewesen sei, niemals würde sich Othello (sie hatte Tränen in den Augen) zu einem gesitteten Kater erziehen lassen, nur noch eines bleibe nun übrig ...

Ja, und dieses e i n e sollte ich also vollziehen. Ich habe die Tiere immer geliebt, liebte Katzen, und ihre verklausulierte Aufforderung zum Mord entzückte mich gar nicht. Gewiss, ich konnte ihr mein verständnisvolles Mitgefühl nicht versagen, aber niemals wollte ich derjenige sein, der den Kater vom Leben zum Tode beförderte. Zudem hatte ich Othello liebgewonnen und nie war es ihm eingefallen sich in meiner Klause auch nur die geringste Unreinlichkeit zu gestatten.

Schon wollte ich Frau Perrigs Bitte höflich aber bestimmt ablehnen, als mir Frieder einfiel. Frieder war auf dem Land aufgewachsen, hatte schon